

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI SCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZION ALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIUNA L SVIZZER.

Unterlagen für Schulen zur Dauerausstellung «Geschichte Schweiz. Konfession und Wirtschaft» im
Landesmuseum Zürich.

Inhalt

Reformation	2
Protestantische Zucht und Ordnung	4
Industrialisierung	6
Chemie- und Pharmaindustrie	8
Ferienland Schweiz	10
Finanzplatz Schweiz	12
Anhang 1: KM_Die_industrielle_Revolution.pdf	14
Anhang 2: KM_Finanzplatz_Schweiz.pdf	15
Anhang 3: KM_Fotografien_erzaehlen_Geschichten.pdf	16
Anhang 4: KM_Kinderarbeit_um_1880.pdf	17
Anhang 5: KM_Kleidermandate.pdf	18
Anhang 6: KM_Schweizer_Produkte.pdf	20
Anhang 7: KM_Tischzucht.pdf	21
Anhang 8: KM_Wie_reich_ist_die_Schweiz.pdf	22
Anhang 9: KM_Zucht_und_Ordnung.pdf	23

Reformation



Die Zürcher Bibel: 1531 erschien bei Christoph Froschauer die erste deutsche Vollbibel im Folioformat. Sie ist einer der wichtigsten Bibeldrucke und eine Meisterleistung der Typografie. Hans Holbein d. J. lieferte über 100 Vorlagen für die Illustrationen. «Die gantze Bibel, das ist, Alle Bücher allts und neüs Testaments (...)», 2. Auflage, 1536, Zürich. © Schweizerisches Nationalmuseum.

Der Buchdruck – eine Erfindung mit weit reichenden Folgen

Während Jahrhunderten wurden Bücher von Hand geschrieben und mit Malereien, Miniaturen genannt, verziert. Mönche arbeiteten in den Schreibstuben der Klöster jahrelang an einem Werk. Bücher waren entsprechend kostbar, und nur wenige Gelehrte hatten Zugang zum Wissen der Welt. Im 15. Jahrhundert machte der Goldschmied Johannes Gutenberg die revolutionäre Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Druckbuchstaben, sogenannten Lettern. Das ermöglichte, Bücher rasch und in grosser Zahl herzustellen. 1455 erschien Gutenbergs erstes gedrucktes Buch in 185 Exemplaren: Es war eine lateinische Bibel.

Neue Sicht auf die Welt – Humanismus und Reformation 1500–1550

Die Entdeckung bisher unbekannter Erdteile, die Erforschung der Natur, die Erfindung neuer Technologien und die Beschäftigung mit Texten aus der Antike führten zu Erkenntnissen, die auch das Verhältnis zur Religion und zum Glauben beeinflussten. Martin Luther und andere Geistliche begannen, sich gegen die Macht der römischen Kirche aufzulehnen. In Zürich war es Huldrych Zwingli, in Genf Jean Calvin, die alle nicht biblisch begründeten kirchlichen Gebräuche kritisierten und gegen die Messe, die Verehrung der Heiligen, das Fasten, den Ablasshandel und die Beichte predigten. Als einzig gültige Grundlage der Glaubensvermittlung stellten sie die Bibel ins Zentrum. Sie sollte auch von Nichtgeistlichen gelesen und verstanden werden. Deshalb übersetzte man ihre Texte ins Deutsche.

Die Reformation

1519 trat Zwingli seine Stelle als Leutpriester am Grossmünster in Zürich an. Im März 1522 predigte er gegen das Fasten und liess entsprechende Druckschriften verbreiten. Mit seiner Kritik und seinen Forderungen hatte er Erfolg beim städtischen Rat: Dieser erliess Vorschriften in reformatorischem Sinn und setzte von 1523 bis 1525 in Zürich die Erneuerung des kirchlichen Lebens durch. An die Stelle des Messgottesdienstes traten die Predigt und das nur an wenigen Festtagen im Jahr gefeierte Abendmahl. Die Heiligenverehrung wurde verboten. Altargemälde und Heiligenfiguren wurden aus den Kirchen entfernt und teilweise zerstört. Klöster wurden aufgehoben, ihre Gebäude anderen Zwecken zugewiesen oder verwüstet. Nach Zürich traten auch Bern, Basel, Schaffhausen und die zugewandten Städte St. Gallen, Biel, Mühlhausen und Genf zum reformierten Glauben über. Der Genfer Reformator Jean Calvin erzielte mit seiner Lehre eine grosse Wirkung weit über die Eidgenossenschaft hinaus.

Glaubenskriege

Anders als die Städte hiessen die Länderorte vor allem in der Innerschweiz die kirchliche Erneuerung nicht gut: Das führte zum Krieg zwischen den altgläubigen und den reformierten Orten, der 1531 mit der Niederlage Zürichs in der Schlacht bei Kappel endete, in der auch Zwingli den Tod fand. Der nachfolgende Kappeler Landfriede begründete das Nebeneinander der beiden Konfessionen in der Eidgenossenschaft. Dieser Zustand hatte dauernde religiöse Spannungen zur Folge. Nach Kappel kam es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch zu drei weiteren Glaubenskriegen.

s. auch: Meier, Helmut: Hintergrund: Das Christentum vom Mittelalter bis zur Aufklärung, in: Unterlagen für Schulen zur Ausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, 2012.

Protestantische Zucht und Ordnung



Familienporträt Landvogt Bodmer von Greifensee, 1643, wohl Hans Jacob Sulzer. Öl auf Leinwand. Höhe 93 cm. Depositum aus Privatbesitz. Foto: Schweizerisches Nationalmuseum.

Protestantische Zucht und Ordnung

Mit der Reformation zu Beginn des 16. Jahrhunderts forderte die Obrigkeit Sittsamkeit und Mässigung ein. Die Bibel – nun auch in gedruckten Übersetzungen in die Umgangssprachen verbreitet – erhielt Gewicht. Die Protestanten veränderten die kirchlichen Praktiken und Strukturen grundlegend. Die katholische Kirche reagierte ihrerseits mit Bildungsreformen und der Stärkung des Zölibats.

Das Schwergewicht des obrigkeitlichen Einflusses auf die Gesinnung der Untertanen bestand nicht primär in der Vermittlung von Bildung, sondern der Moral. Nach Ansicht der Reformatoren bildet das Haus das Zentrum christlicher Erziehung. Die Familie avancierte somit zum Modell der christlichen Gesellschaft und zur Miniaturausgabe des wohlregierten Staates. So standen in den reformierten Orten Ehe und Familie im Mittelpunkt der obrigkeitlich-kirchlichen Morallehre. Viele Mandate (Vorschriften) hielten die Untertanen an, den Sonntag zu heiligen, die Predigt zu besuchen, sich unauffällig zu kleiden, nicht zu fluchen, nicht zu spielen und ein geordnetes Familienleben zu führen. Begründet wurden diese Gebote und Verbote damit, dass ein gottloses Leben Gottes Zorn heraufbeschwöre, etwa in Form von Missernten, Naturkatastrophen und Seuchen. Diese soziale Disziplinierung der Untertanen verfolgte neben dem religiösen auch einen wirtschaftlichen Zweck: Man sollte mit dem Besitz haushälterisch umgehen und sich in die obrigkeitliche Sozialordnung einfügen. Für die Durchsetzung dieser Moral war in erster Linie der Pfarrer verantwortlich. Die katholischen Obrigkeiten gingen in ihren Bemühungen um die Moral wesentlich weniger weit. Die Priester sahen sich nicht als obrigkeitliche Sittlichkeitswächter und zogen es vor, allfälligen Sündern in der Beichte die Absolution zu erteilen und auf diesem Weg

Gottes Zorn fernzuhalten.

Ordnung am Familientisch

Das Ölgemälde von 1643 zeigt die Familie, die sich am gedeckten Tisch zum Gebet versammelt hat: oben der Landvogt Hans Conrad Bodmer, neben ihm seine zweite Frau, Anna Barbara Collin, verwitwete Gossweiler. Auf der rechten Seite des Hausvaters sitzen und stehen, dem Alter nach aufgereiht, die Knaben, auf der linken Seite der Hausfrau die Mädchen. Die Kinder stammen aus den jeweils ersten Ehen des Paares, wie den Familienwappen Bodmer (drei Lindenblätter) und Gossweiler (drei Entenköpfe) mit Initialen und Altersangaben auf den Rücklehnen der Stühle oder auf dem Fussbrett des Tisches zu entnehmen ist.

Der Hausvater ist dafür verantwortlich, dass niemand vom rechten Weg abweicht, der durch die Normen der Kirche bestimmt ist. Die Hausfrau sorgt für Ordnung und stabile Verhältnisse im ganzen Haus. Zucht und Ordnung – diese Ideale sind aus dem Familienbild herauszulesen.

Patchwork-Familien

Wie das Gemälde zeigt, gab es schon früher Patchwork-Familien. Viele Frauen starben bei der Geburt, Männer fielen im Krieg, Pestzüge und andere Krankheiten forderten ihre Opfer. Verwitwete Männer wie Frauen heirateten meistens rasch wieder. Kinder wuchsen gemeinsam mit Stiefeltern, Stief- und Halbgeschwistern auf so wie bei der abgebildeten Familie Bodmer aus Greifensee.

s. auch: Meier, Helmut: Hintergrund: Das Christentum vom Mittelalter bis zur Aufklärung, in: Unterlagen für Schulen zur Ausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, 2012.

Industrialisierung



In dieser Seidenfabrik arbeiten Ende des 19. Jh. Frauen und Kinder an den Spulmaschinen. Fabrikhalle, Ende 19. Jh., Rudolf Zinggeler-Danioth. Herkunft Familie Zinggeler. s / w-Fotografie. LM 79754.46. © Schweizerisches Nationalmuseum.

Die industrielle Revolution 1800–1900

In der Schweiz setzte die industrielle Revolution nach 1800 in Zürich und in den angrenzenden Gebieten und Kantonen ein, zunächst im Bereich der Baumwollspinnerei, dann auch in der Weberei. Die ersten Fabriken wurden an Flüssen und Bächen errichtet, deren Wasserkraft sie nutzten. So entstanden die frühen Textilunternehmen etwa im Gebiet des Tösstals im Zürcher Oberland. In der Westschweiz, vor allem im Jurabogen entwickelte sich die Uhrenindustrie.

Die Textil- und die Uhrenproduktion waren somit jene Branchen, welche die erste Phase der Industrialisierung in der Schweiz ab 1820 dominierten. Mit der Industrialisierung entstanden ganz neue Erwerbsmöglichkeiten. Viele Familien verdienten nun ihren Lebensunterhalt mit der Arbeit in der Fabrik.

Um 1900 wuchsen die städtischen Zentren dank der Fabrikarbeit rasch an. In Genf verdoppelte sich die Bevölkerung zwischen 1870 und 1910, und in Lausanne verdreifachte sie sich sogar zwischen 1890 und 1910.

Fortschritte in der Wissenschaft, der Technik und Ausbildung steigerten die Arbeitsleistung und ermöglichten eine bessere Ernährung. Verschiedenste in der Schweiz hergestellte Industrieprodukte konnten ins Ausland exportiert werden: Schokolade, Uhren, Stoffe, Chemikalien und Maschinen. Die Schweiz, das Land ohne Rohstoffe mit einer ursprünglich ärmlichen Bauernbevölkerung, erlebte einen

ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung.

In Betrieben wie den Zürcher Fabriken Escher-Wyss, Steinfels oder der Maschinenfabrik Oerlikon arbeitete vor allem eine männliche Belegschaft. Frauen wurden hauptsächlich in Textilfabriken und in der Lebensmittelindustrie beschäftigt. Ausserdem verdienten viele Frauen mit Heimarbeit in ihren engen Wohnungen zusätzliches Geld.

Lange Zeit gab es keine verbindlichen Bestimmungen über die Arbeitszeit in den Fabriken. Anspruch auf Ferien hatte niemand. Erst das 1877 eingeführte Eidgenössische Fabrikgesetz verbot landesweit die Arbeit von Kindern und beschränkte einen Arbeitstag in der Fabrik auf elf Stunden. Um die Jahrhundertwende richteten Fabrikanten erste Horte für die Kinder ihrer Arbeiterinnen ein.

Maschinenindustrie

Die Maschinenindustrie entwickelte sich parallel zur und in engstem Zusammenspiel mit der im 19. Jahrhundert blühenden Textilindustrie: Ihre ersten Produkte waren Spinn-, Stick- und Webmaschinen, mit denen sie die einheimischen Textilfabriken belieferte und die bald auch in die ganze Welt exportiert wurden. Später erweiterte die Maschinenindustrie ihre Palette an Erzeugnissen erfolgreich um neu erfundene Werkzeugmaschinen, Dieselmotoren und Generatoren zur Erzeugung von elektrischem Strom. Damit erfuhr sie um 1900 einen enormen Aufschwung. Rund ein Drittel ihrer Produktion floss ins Ausland. Vor dem Zweiten Weltkrieg stieg die Maschinenindustrie zur stärksten Exportindustrie der Schweiz auf.

s. auch: Meier, Helmut: Hintergrund: Vom armen Agrarstaat zum erfolgreichen Wirtschaftsstandort, in: Unterlagen für Schulen zur Ausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, 2012.

Chemie- und Pharmaindustrie



Chemielabor: Der grosse Laboratoriumssaal im Chemiegebäude wird 1885 erbaut. Laboratoriumssaal, um 1905, Fotograf unbekannt. s/w-Fotografie. Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv.

Chemische Industrie

Am Anfang der chemischen Industrie im 19. Jahrhundert stand die Herstellung künstlicher Farbstoffe für die Textilindustrie. Um 1860 entwickelten die ersten Betriebe neue Verfahren zur Synthese natürlicher Farbstoffe auf der Basis von Teer. In Basel nahmen innerhalb der nächsten zwanzig Jahre mehrere Teerfarbenfabrikanten wie Geigy oder Kern & Sandoz die Produktion auf. Sie fanden zuerst ihre Abnehmer in der einheimischen Seidenindustrie und bei den elsässischen Indienne-Fabrikanten, exportierten aber um 1900 bereits bis in die Länder im fernen Osten oder nach Südamerika. Basel profitierte von guten Eisenbahnverbindungen, welche die rasche Beschaffung der Rohstoffe und den rationellen Versand der produzierten Ware ermöglichten. Auch die Lage am Rhein war von Vorteil: Giftige Abfälle wurden im Fluss entsorgt.

Das grosse Wachstum der Branche wurde dank dem praktischen Fehlen eines Patentrechts begünstigt. Dieser Umstand erlaubte den Firmen, ungestraft und ohne grossen Aufwand ausländische Produkte nachzuahmen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden grosse Gewinne verzeichnet. Der Export nahm weiter zu. Seit den 1950er Jahren wurde die Herstellung von Medikamenten und Pharmaprodukten das neue Kerngeschäft. Zwei Chemieunfälle in den 1970er und 1980er Jahren lösten Kritik an der Branche aus.

Chemie- und Pharmaindustrie und Grundlagenforschung

Vor mehr als einem Jahrhundert, im Jahre 1905, entstand diese Innenaufnahme eines chemischen Labors der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Das Bild weist auf zweierlei hin: einerseits auf die wachsende Bedeutung der einheimischen chemischen Industrie zur Zeit der vorletzten Jahrhundertwende und andererseits auf die zentrale Rolle, welche die ETH bei diesem Prozess spielte. Am 1855 gegründeten Eidgenössische Polytechnikum, der späteren ETH, hatte bis anhin die Ausbildung von technischen und naturwissenschaftlichen Fachkräften im Vordergrund gestanden. Jetzt aber gewann die Forschung zunehmend an Gewicht, insbesondere im Bereich der Grundlagenforschung. Das beflügelte ganz besonders auch die Forschungstätigkeit der chemischen Industrie.

Bis 1907 hatte es in der Schweiz praktisch keine Patentgesetzgebung gegeben, so dass hier ausländische Produkte ungestraft kopiert werden konnten. Mit der Kursänderung bei der Forschungspolitik der ETH wurden nun aber auch in der Schweiz gerade im chemischen Bereich zunehmend neue Verfahren und Formeln entwickelt, die es zu schützen galt. So gesehen wurde die Technische Hochschule zu einem wichtigen Faktor in der Exportstatistik. Einerseits bildete sie in enger Zusammenarbeit mit der Wirtschaft praxisorientierte Fachleute für die Industrie aus. Andererseits brachten die von ihnen entwickelten Patente Lizenzgebühren in Millionenhöhe ins Land. Währenddem die Ausfuhr chemischer Industrieprodukte zur Zeit des Fotos in der Schweizer Aussenhandelsstatistik lediglich sechs Prozent des gesamten Exportvolumens ausmachte, beträgt der Anteil heute mehr als ein Viertel.

s. auch: Meier, Helmut: Hintergrund: Vom armen Agrarstaat zum erfolgreichen Wirtschaftsstandort, in: Unterlagen für Schulen zur Ausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, 2012.

Ferienland Schweiz



Dufourkarte: Die Dufourkarte ist das erste amtliche Kartenwerk der Schweiz. Es wurde von 1845 bis 1865 vom Eidgenössischen Topographischen Bureau unter der Leitung von Guillaume-Henri Dufour, dem General im Sonderbundskrieg, herausgegeben. Die Karte umfasst 25 Blätter. Nachdruck der Dufourkarte ab den Original-Kupferplatten durch swisstopo, Bern, 25 Blätter auf Spezialdruckpapier. © Schweizerisches Nationalmuseum.

Ferienland Schweiz 1750 bis heute

Der Fremdenverkehr gilt heute als der dritt wichtigste Wirtschaftszweig und als ein Aushängeschild der Schweiz. Rund 300 000 Arbeitsplätze zählte die Tourismusbranche im Jahr 2008.

In den 1750er-Jahren besuchten erste Touristen, englische Adlige und Bürgerliche, die Schweiz. Die Genferseeregion, das Berner Oberland sowie die Zentralschweiz galten damals als Hauptreiseziele. Die Berge übten eine besondere Faszination aus. Nach 1800 begannen Alpinisten die hohen Schweizer Berggipfel zu bezwingen. Mit der Erstbesteigung der Jungfrau 1811 und des Faulhorns 1812 setzte die lange Reihe der Gipfelstürme ein, deren Höhepunkt die dramatische Besteigung des Matterhorns 1865 bildete. Es wurden auch erste Berggasthäuser gebaut: 1816 auf der Rigi, 1823 auf dem Faulhorn (das höchstgelegene Gasthaus Europas), 1835 auf der Wengernalp, 1838 auf der Kleinen Scheidegg mit Blick zur Eigernordwand und 1840 auf dem Briener Rothorn.

1858 führte Thomas Cook erstmals eine englische Reisegruppe durch Europa. Der Ausbau der Passübergänge und die eingeführten Kutschendienste machten die Bergwelt nun auch einem breiteren Publikum zugänglich. Ab etwa 1870 setzte eine gezielte Vermarktung der Tourismusregionen ein. Gestaltete Plakate priesen unvergleichliche Naturkulissen an und warben für einen Aufenthalt.

Postkarten als Träger von Feriengrüssen konnten verschickt werden und erinnerten Daheimgebliebene an die Schönheiten der Schweiz.

Mit der Erfindung der Zahnradbahn konnte die Eisenbahn nun auch die Berge erklimmen; die Gäste erreichten bequem ihr Ziel. 1871 wurde die erste Zahnradbahn Europas von Vitznau nach Rigi Kulm eröffnet. In kurzer Zeit entstanden weitere Bergbahnen.

1863 wurde der Schweizer Alpen-Club (SAC) gegründet, der nicht in erster Linie auf Erstbesteigungen, sondern auf die Erforschung der Alpen im Allgemeinen und auf deren Erschliessung mit Unterkünten ausgerichtet war.

Wiederum waren es Engländer, die sich in ihrer Begeisterung für die eindrückliche Bergwelt dem Wintersport widmeten.

Die Schweizer Hotellerie erlebte gegen Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts ihre Blütezeit, unter anderem dank der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs. In jener Zeit wurden viele prachtvolle Hotelbauten errichtet. Das Hotel Kulm in St. Moritz führte als erstes Hotel 1879 die elektrische Beleuchtung ein.

Der wirtschaftliche Aufschwung seit Mitte des 20. Jahrhunderts führte zu wachsendem Wohlstand. Eine breitere Bevölkerungsschicht konnte sich nun Ferien leisten – oft sogar im Ausland. Touristen aus Frankreich, Belgien, Italien, den Niederlanden und den USA reisten in die Schweiz.

Heute kommt rund die Hälfte aller Feriengäste aus dem Ausland.

s. auch: Meier, Helmut: Hintergrund: Vom armen Agrarstaat zum erfolgreichen Wirtschaftsstandort, in: Unterlagen für Schulen zur Ausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, 2012.

Finanzplatz Schweiz



Sicherheit und Diskretion im Tresorraum: Viele Banken vermieten Bankfächer, in denen der Kunde persönliche Wertgegenstände, Wertschriften, Verträge und Urkunden aufbewahren kann. Sicherheit und Diskretion sind die Eckpfeiler des Bankgeschäfts. Kundensafe der ehem. Schweizerischen Volksbank, 1912, Basel. © Schweizerisches Nationalmuseum.

Finanzplatz Schweiz – Kreditinstitute, Sparkassen, Kantonalbanken

Seit dem 18. Jahrhundert gibt es die ersten noch heute existierenden Kreditinstitute. Als Kreditvermittler agierten Privatbankiers. Ende des 18. Jahrhunderts entstanden in der vom politischen Umbruch gezeichneten Eidgenossenschaft erste Sparkassen. Sie verwalteten die Ersparnisse von Bauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden.

Mit der fortschreitenden Industrialisierung stieg auch die Nachfrage nach Krediten. Die seit den 1830er-Jahren und vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgten Gründungen lokaler Banken und der Kantonalbanken ist als Antwort auf die Kreditbedürfnisse der ländlichen Wirtschaft und des städtischen Gewerbes zu verstehen. Die Kantonalbanken unterscheiden sich als Gesellschaften des öffentlichen Rechts mit staatlicher Risikoabsicherung grundsätzlich von den Gross- und Privatbanken.

Unter der Leitung von Alfred Escher gründeten Textilindustrielle und Politiker 1856 in Zürich die erste Handels- und spätere Grossbank der Schweiz, die Schweizerische Kreditanstalt (SKA), zur Finanzierung der Gotthardeisenbahnlinie.

Bis zum Ersten Weltkrieg 1914 richtete sich das Bankgeschäft stark nach Paris, nach dem kriegsbedingten Unterbruch dann aber vor allem nach Deutschland aus. Begünstigt durch die politische

Stabilität, die zentrale Lage in Europa und das seit 1934 geltende Bankgeheimnis, wurde der Bankenplatz Schweiz zur bedeutenden Finanzdrehscheibe.

Mit dem Ende des Kalten Krieges wuchs die Kritik an den Banken. In Folge der Finanzkrise 2008 und der anschliessenden Wirtschaftskrisen akzeptierten ausländische Regierungen das Bank- und Kundengeheimnis nicht mehr. Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) drohte mit schwarzen Listen, und amerikanische Behörden wiesen einer Schweizer Bank Beihilfe zum Steuerbetrug amerikanischer Bürger nach.

Um einer Gerichtsklage in den USA zu entgehen, übergab die Bank ihre Kundendossiers den US Behörden. Und 2009 beschloss die Schweiz die Übernahme der OECD Standards bei Amtshilfe für Steuerdelikte.

Die Nationalbank

Bis zur Gründung des Bundesstaats zirkulierten in der Eidgenossenschaft neben den ausländischen Münzen über 600 Münzsorten aus 25 schweizerischen Münzstätten. Die Einführung des Frankens 1850 ersetzte die kantonalen Prägungen. Man wollte aber nicht das gesamte zirkulierende Geld nationalisieren. 1865 wurde die Lateinische Münzunion mit Belgien, Frankreich, Italien, der Schweiz und später Griechenland gegründet. Münzen dieser Staaten waren bis 1927 anerkannte Zahlungsmittel im Unionsgebiet.

In den 1820er-Jahren kamen in der Schweiz vereinzelt erste Banknoten in Umlauf. Sie sollten den Besitz von bei einer Bank deponiertem Gold oder Silber bestätigen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts liessen in der Schweiz zahlreiche Banken Papiergeld drucken, was dem Vertrauen der Kunden in die Banknoten nicht förderlich war. Das änderte sich 1907 mit der Gründung der Schweizerischen Nationalbank (SNB), die hinfort das alleinige Recht zur Ausgabe von Banknoten erhielt. Bis heute ist sie zuständig für die Geld- und Währungspolitik der Schweiz und verantwortlich für die Stabilität des Frankens, der zur weltweit begehrten Währung wurde.

s. auch: Meier, Helmut: Hintergrund: Vom armen Agrarstaat zum erfolgreichen Wirtschaftsstandort, in: Unterlagen für Schulen zur Ausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, 2012.

DIE INDUSTRIELLE REVOLUTION

In der Zeit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert veränderten sich die bisherigen Produktionsformen. Die von Einzelpersonen ausgeführte Heimarbeit verlor immer mehr an Bedeutung. In der ersten Phase der Industrialisierung ab 1820 dominierte die Textilindustrie.

EXPORTPRODUKTE

Fortschritte in der Wissenschaft, Technik und Ausbildung steigerten die Arbeitsleistung. Verschiedenste in der Schweiz hergestellte Industrieprodukte konnten ins Ausland verkauft werden: Schokolade, Uhren, Stoffe, Chemikalien, Motoren und Maschinen. Die Schweiz erlebte einen wirtschaftlichen Aufschwung.

ARBEITERFAMILIEN

Mit der Industrialisierung entstanden neue Verdienstmöglichkeiten. Viele Familien verdienten nun ihren Lebensunterhalt mit der Arbeit in der Fabrik. Um 1900 wuchsen die städtischen Zentren rasch an. In Betrieben wie Escher-Wyss, Steinfels oder der Maschinenfabrik Oerlikon arbeitete vor allem eine männliche Belegschaft. Frauen wurden hauptsächlich in Textilfabriken und in der Lebensmittelindustrie beschäftigt.

Viele Mütter verdienten in ihren engen Wohnungen mit Heimarbeit zusätzliches Geld. Um die Jahrhundertwende richteten Fabrikanten erste Horte für die Kinder ihrer Arbeiterinnen ein.

ARBEITEN IN DER FABRIK

Lange Zeit gab es keine verbindlichen Bestimmungen über die Arbeitszeit in den Fabriken. Anspruch auf Ferien hatte niemand. Erst das 1877 eingeführte Eidgenössische Fabrikgesetz verbot landesweit die Arbeit von Kindern und beschränkte einen Arbeitstag in der Fabrik auf elf Stunden.

PARTNER- ODER GRUPPENARBEIT

1. Lest den Text und überprüft gemeinsam, ob ihr den Inhalt verstanden habt.
2. Sucht in der Ausstellung vier Objekte. Sie sollen so gut zum Text passen, dass man sie als Bilder einbauen könnte. (Beispiel: Die Fabrikuhr zeigt, wie wichtig die Pünktlichkeit wurde.)
3. Notiert, was euch besonders aufgefallen ist und was euch beeindruckt hat:
 - Was war früher anders als heute?
 - Was ist bis heute gleich geblieben?
4. Bereitet eine anschauliche und kurzweilige Präsentation vor.



Seidenfabrik, Ende 19. Jh.
Rudolf Ziggeler-Danioth.
Herkunft Familie Zinggeler.
s/w-Fotografie. LM 79754.46.

FINANZPLATZ SCHWEIZ

Ein Leben ohne Geld können wir uns heute kaum mehr vorstellen. Lange tauschten die Menschen Ware gegen Ware, bis sie das Geld- oder Münzsystem einführten. Die ältesten gefundenen Münzen im Gebiet der heutigen Schweiz stammen aus keltischer Zeit. In der Schweiz waren nebst ausländischen Münzen 600 verschiedene Münzsorten im Umlauf. Das Geldgeschäft war deshalb kompliziert. 1850 übernahm die Schweiz das französische Münzsystem: Ein Franken zählt 100 Rappen.

GELD VERWALTEN

Eine Bank verwaltet das Geld, das man ihr bringt – etwa auf einem Sparkonto. Sie verleiht auch Geld und gewährt Kredite. Für diesen Dienst verlangt sie eine Bezahlung, die Zinsen. Die Grossbanken entstanden im 19. Jahrhundert. Für Grossprojekte wie den Bau der Gotthardbahn wurden beträchtliche Geldsummen benötigt, über die kleinere Banken nicht verfügten. Die erste Grossbank, die Schweizerische Kreditanstalt, wurde 1856 zur Finanzierung der Gotthard-Eisenbahnlinie gegründet.

BANKNOTEN

Erste einzelne Banknoten kamen in der Schweiz in den 1820er-Jahren in Umlauf. Sie bestätigten den Besitz einer gewissen Menge Gold oder Silber, die bei einer Bank deponiert war. In den Anfängen war der Umlauf der Banknoten bescheiden, weil diese nur umständlich und begrenzt einlösbar waren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es in der Schweiz zahlreiche Banken, die Banknoten herausgaben. Diese verwirrende Vielfalt war für das Vertrauen der Kunden in das Papiergeld nicht förderlich.

DIE NATIONALBANK

Die Schweizerische Nationalbank wurde 1907 gegründet und erhielt das alleinige Recht, Banknoten herzustellen. Bis heute ist sie zuständig für die Geld- und Währungspolitik unseres Landes und verantwortlich für die Stabilität des Frankens. Diese gründet auf den grossen Gold- und Geldreserven, die in der Nationalbank lagern.

FINANZPLATZ SCHWEIZ

Politische und rechtliche Stabilität, das Bankgeheimnis und die zuverlässige Qualität der Bankdienste waren Gründe für den Erfolg der Schweizer Banken im 20. Jahrhundert. Diese schufen unzählige Arbeitsplätze und trugen zum finanziellen Wohlstand der Schweiz bei.

PARTNER- ODER GRUPPENARBEIT

1. Lest den Text und überprüft gemeinsam, ob ihr den Inhalt verstanden habt.

2. Sucht in der Ausstellung vier Objekte. Sie sollen so gut zum Text passen, dass man sie als Bilder einbauen könnte. (Beispiel: Die Fotos von eingelagerten Goldbarren zeigen einen kleinen Teil der Goldreserven der Schweizerischen Nationalbank.)

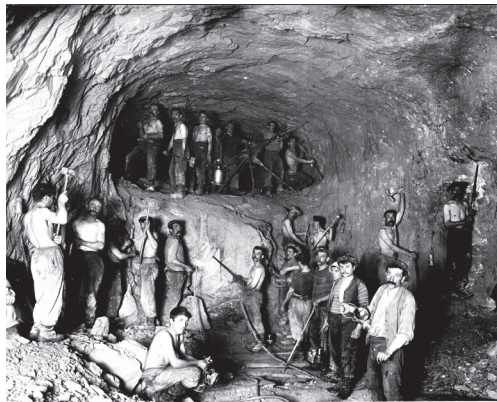
3. Notiert, was euch besonders aufgefallen ist und was euch beeindruckt hat:

- Was war früher anders als heute?*
- Was ist bis heute gleich geblieben?*

4. Bereitet eine anschauliche und kurzweilige Präsentation vor.

FOTOGRAFIE ERZÄHLEN GESCHICHTEN

In der Ausstellung «GESCHICHTE SCHWEIZ» sind Fotografien im Zusammenhang mit der Industrialisierung zu sehen.



PARTNER- ODER GRUPPENARBEIT

1. Wählt eine der grossformatigen Fotografien aus. Notiert alle Angaben zur Fotografie.
2. Begründet, warum ihr diese Fotografie ausgewählt habt.
3. Diskutiert, was die Fotografie, zum Thema «Industrialisierung» aussagt, und schreibt eure Erkenntnisse auf.
4. Präsentiert eurer Klasse die Fotografie, die Ergebnisse eurer Diskussion und eure Erkenntnisse.

EINZELARBEIT

Wähle eine der abgebildeten Personen aus und erzähle ihre Geschichte: Wer ist die Person? Was und wie arbeitet sie? Wie lebt sie in der Fabrik und zu Hause? Welche Wünsche und Hoffnungen hat sie? Welche Ängste hat sie? Was ist aus ihr geworden?

KINDERARBEIT UM 1880: AUS DEM SCHULAUFSATZ EINES ZWÖLFJÄHRIGEN KNABEN

«Sobald ich am Morgen aufgestanden bin, so muss ich in den Keller hinabgehen, um zu fädeln, und dann kann ich das Morgenessen geniessen. Nachher muss ich wieder fädeln, bis es Zeit zur Schule ist. Wenn diese um elf Uhr beendet ist, gehe ich schnell nach Hause und muss wieder fädeln bis zwölf Uhr. Dann kann ich das Mittagessen geniessen und muss wieder fädeln bis Viertel vor ein Uhr. Dann gehe ich wieder in die Schule, um viel Nützliches zu lernen. Wenn diese um vier Uhr beendet ist, so gehe ich wieder mit meinen Kameraden auf den Heimweg. Wenn ich heimkomme, muss ich wieder fädeln, bis es dunkel wird, und dann kann ich das Abendessen geniessen. Nach dem Essen muss ich wieder fädeln bis um zehn Uhr; manchmal, wenn die Arbeit pressant ist, so muss ich bis elf Uhr fädeln im Keller. Nachher sage ich meinen Eltern gute Nacht und gehe ins Bett. So geht es alle Tage.»

Fridolin Schuler, «Die schweizerischen Stickereien und ihre sanitären Folgen», zit. nach: Elisabeth Joris, Heidi Witzig (Hrsg.), FRAUENGESCHICHTE(N), DOKUMENTE AUS ZWEI JAHRHUNDERTEN ZUR SITUATION DER FRAUEN IN DER SCHWEIZ, Limmat: Zürich 1986/2001, S. 103.

DAS EIDGENÖSSISCHE FABRIKGESETZ VON 1877

Verschiedene kantonale Gesetze versuchten, die Kinderarbeit zu regulieren. Aber erst das 1877 eingeführte Eidgenössische Fabrikgesetz verbot landesweit die Arbeit von Kindern unter 14 Jahren. Der Arbeitstag in der Fabrik wurde auf elf Stunden beschränkt. Viele Väter wehrten sich gegen diese Bestimmungen, da man in 13 Stunden mehr als in elf verdiene und nicht wisse, was mit den Kindern anfangen, wenn sie bis zum vollendeten 14. Altersjahr nicht als Aufsteckerinnen in die Spinnereien geschickt werden konnten.

PARTNER- ODER GRUPPENARBEIT

1. Vergleiche eure Tagesabläufe mit demjenigen des Zwölfjährigen von 1880.
2. Was hat sich seither bei uns in der Schweiz wesentlich verändert?
3. Ausserhalb der Schweiz sieht es oft anders aus: Was wisst ihr darüber?
4. Was ist eure Meinung zum Eidgenössischen Fabrikgesetz von 1877? Wer waren die Befürworter, wer die Gegner?

KLEIDERMANDATE

1779 – VERORDNUNG WEGEN KLEIDER
MINDERJÄHRIGER

Analog der Kleidervorschriften für Erwachsene gab es in Zürich auch klare Vorschriften für Kinderkleidung und Kindermode. Noch 1779 bestätigte der Rat frühere Verordnungen wegen der Kleidung Minderjähriger. Sie galten für Knaben bis zur Zulassung zum Abendmahl, für Mädchen bis zum 15. Altersjahr:

1. Den Kindern beiderlei Geschlechts sind Verzierungen an Kleidern, woraus sie auch immer bestehen mögen, untersagt.
2. Mit Ausnahme von Kappen, Muffen und Handschuhen dürfen Kinder kein Pelzwerk tragen.
3. Das Tragen von Sackuhren, Geschmeide und Zierat ist verboten. Ausgenommen sind Ohrbehänge von beliebigem Metall, Hemdknöpfe,
4. Schuh-, Hosen- und Halsschnallen von unvergoldetem Silber oder noch geringerem Metall.
5. Bis zum achten Altersjahr sollen Kinder gar nicht, von da an nur mit eigenem Haar frisiert werden. Bei der Frisur dürfen nur «Toupé», «Gignon» und auf jeder Seite ein «Bouclé» zum Vorschein kommen.
6. Knaben dürfen nur Kleider von Wolle, Leinen oder Baumwolle tragen.
7. Töchter dürfen auch seidene Kleider anziehen. Wollen sie vom 15. Altersjahr an schwarz gekleidet zur Kirche gehen, müssen sie die offizielle schwarze Kirchenkleidung mit zugehörigem «Kopfgerüst» tragen, wie sie für Erwachsene vorgeschrieben ist.

Literatur: Katharina Simon-Muscheid, «Kleidung für jeden Stand», in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16302-3-1.php/12.5.10.
– Peter Ziegler, Zürich Sittenmandate, Orell Füssli Verlag, Zürich 1978.

AUFTRAG

1. Durch die Kleidung kann die Zugehörigkeit zu einer Gruppe bis heute ausgedrückt werden (bspw. Lederkleidung = Motorradfahrer). Suche weitere Beispiele.

2. Kleidervorschriften sind bis heute nicht ganz verschwunden. Nach wie vor gilt: Kleider machen Leute. Was weisst du darüber?

KLEIDUNG FÜR JEDEN STAND

Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an hatten sich Männer, Frauen und Kinder an Kleidervorschriften zu halten.

Adligen Männern und Frauen, Bürgerinnen und Bürgern, Mägden und Landleuten wurde genau vorgeschrieben, welche Kleidung für sie als «standesgemäss» galt.

Die Kleidung grenzte nicht nur die Stände voneinander ab, sie legte vor allem für Frauen feinere Unterschiede innerhalb desselben Standes fest. Gemäss der Zürcher Kleiderordnung von 1357/72 durften nur unverheiratete junge Mädchen ihre Kleider mit Gold, Silber, Seide oder Edelsteinen schmücken, nicht aber Ehefrauen und Witwen. Verheiratete Frauen mussten als Kopfbedeckung eine Haube tragen.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verlor die Kleidung ihre Bedeutung als Ausdruck einer Standesgesellschaft. Damit endete auch die Zeit der Kleidermandate.

SCHWEIZER PRODUKTE

Suche in Zeitschriften, Werbematerial und im Internet Bilder von Schweizer Produkten und klebe sie in die entsprechende Reihe. Versuche, das Blatt mit Beispielen zu füllen.

NAHRUNGSMITTELINDUSTRIE



TEXTILINDUSTRIE

UHRENINDUSTRIE

MASCHINENINDUSTRIE

CHEMISCHE INDUSTRIE / PHARMAINDUSTRIE

TISCHZUCHT

«UND WENN DU ZU DEM TISCH WILLST GAHN
SOLLST DIN HAND VOR GWASCHEN HAN ...»

*«Und wer zu tisch well hoflich syn,
der merk mit flyss die lehre min.
Gang du essen an keine statt,
da man dich nit gladen hat.
Und wenn du zu dem tisch willst gahn
sollst din hand vor gwaschen han.
Schnyde vor ab, dess bist gemahnt,
die Nägel lang an diner hand.
Un kein Ort sitzist selber nit,
dann eben da der wirt dich bitt,
und sitze wohin man dich tut,
dan bitt Gott umb sin segen gut.
Du sollst ouch selten sprechen nichts
so du hast in dinem mund ichts.
Wer sich über die Schüssel hab,
und unsüberlich in sich schnappt,
mit sinem munde als ein schwyn,
der soll bei anderen sauen sin,
zu dem auch schnupfet wie ein dachs
und eben schmatzet, wie ein lachs,
und dazu goerpsed ob dem tisch,
Gott geb' man esse fleisch oder fisch.
Und teller heben ee man biet,
vor denen dingen du dich hüt,*

*so mans wöllt einem anderen geben,
dass di es vor ihm tätist nehmen.
So man dir etwas bieten tut
das empfang mit dry fingern gut,
und leg's uff den teller für dich.
Wär's aber nit din fug, nit sprich:
ich wills nit, sondern dank früntlich,
denn das am besten füget sich.
Teller, die thu nicht beschlecken,
gebührt den katzen zu lecken.
Jucken und kratzen niemand soll
ob dem tisch. Es stah dir nit wohl.
Und dass er solche ding nit pfleg:
Sin elnbogen uff den tisch leg.
Es stah nit wohl, wen das geschicht.
Ob tisch lehn' dich an'n rücken nicht,
stütz dich nicht uff din elnbogen,
ufrecht sitz und nit geschmogen.»*

Aus: «Tischzucht», in: Ein vergnügliches Anstandbüchlein für Jung und Alt/in Versen/aus dem Jahre 1539, erstmals gedruckt zu Zürich bei Eustachius Froschauer im Jahre 1545, neu herausgegeben, verlegt und gedruckt bei Reutemann & Co., Zürich 1933.



Familienporträt Landvogt Hans Conrad Bodmer (Ausschnitt), 1643, wohl Conrad Meyer, Zürich. Öl auf Leinwand. Höhe 73 cm. DEP 3721. Depositem aus Privatbesitz.

AUFTRAG

1. Entnimm dem Text Tischregeln, die heute noch gelten.
2. Warum gibt es Tischregeln?
3. Was ist deine Meinung zu Tischregeln?

WIE REICH IST DIE SCHWEIZ?

Auf der Website *www.swissworld.org* kannst du dir einen Überblick verschaffen, wie dieser Reichtum erwirtschaftet wird. *swissworld.org* wird durch das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Generalsekretariat, Präsenz Schweiz, publiziert.

BLOCK 1 gibt einen allgemeinen Überblick über die Schweizer Wirtschaft.

www.swissworld.org > Wirtschaft

- Grundlagen
- Wettbewerbsfähigkeit
- Wirtschaftssektoren
- Finanzplatz Schweiz
- Landwirtschaft
- Energiewirtschaft
- Transportwesen
- Arbeitsmarkt
- Einkommen und Lebensqualität

BLOCK 2 zeigt die Bereiche (hier Sektoren genannt), in der die Schweizer Wirtschaft stark ist.

www.swissworld.org > Wirtschaft > Wirtschaftssektoren

- Unternehmen
- Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie
- Pharmazeutische Industrie
- Uhrenindustrie
- Banken und Finanzinstitute
- Tourismus
- Versicherungen
- Handelsgesellschaften
- Logistik und Transporte

BLOCK 3 beschäftigt sich mit dem finanziellen Alltag der Menschen in der Schweiz

www.swissworld.org > Wirtschaft > Einkommen und Lebensqualität

- Konsumausgaben
- Reichtum
- Armut in der Schweiz

PRO-KOPF-EINKOMMEN: *67 200 Dollar (Rang 4 nach Luxemburg, Norwegen und Katar)*

NETTOVERMÖGEN DER SCHWEIZ IM AUSLAND: *764 Milliarden Franken*

MONATLICHE EINNAHMEN DER SCHWEIZ AUS INVESTITIONEN IM AUSLAND: *9 Milliarden Franken*

ANZAHL DER HAUSHALTE, DIE MINDESTENS 1 MILLION DOLLAR AN INVESTIERBAREM VERMÖGEN BESITZEN: *243 000*

FREMDWÄHRUNGSRESERVEN DER SCHWEIZ: *254 Milliarden Dollar*

SCHULDEN DER US-REGIERUNG BEI DER SCHWEIZ: *108 Milliarden Dollar*

GOLDBESTAND DER NATIONALBANK: *42 Milliarden Franken*

Auszug aus einem Interview von Peer Teuwsen, Redaktor, mit Mathias Binswanger, Ökonom. Publiziert in: DIE ZEIT, 23.8.2011 www.zeit.de/2011/34/CH-Preis-des-Reichtums

ZUCHT UND ORDNUNG. EIN FAMILIENPORTRÄT

Eine Familie sitzt, zum Tischgebet versammelt, am gedeckten Tisch. Es fällt auf, dass Vater und Söhne die Hände anders zum Gebet gefaltet haben als Mutter und Töchter. Oben am Tisch sitzt der Landvogt Hans Conrad Bodmer, neben ihm seine zweite Frau, Anna Barbara Collin, verwitwete Gossweiler. Auf der rechten Seite des Landvogts sitzen und stehen dem Alter nach aufgereiht sechs Knaben, auf der linken Seite der Hausfrau sechs Mädchen. Die Kinder stammen aus den jeweils ersten Ehen des Paares. Sie sind auf den Rücklehnen der Stühle oder auf dem Fussbrett des Tisches entweder mit dem Wappenschild Bodmer (drei Lindenblätter) oder Gossweiler (drei Entenköpfe) und mit ihren Initialen und der Altersangabe identifizierbar. Die vier Gossweiler-Knaben sind schwarz, die vier Bodmer-Söhne braun gekleidet. Die drei Gossweiler-Mädchen und die drei Bodmer-Töchter tragen identische Kleidung, als einziges Kind trägt das jüngste Mädchen ein weisses Kleidchen.

Offensichtlich war es die Absicht des Auftraggebers, vor Augen zu führen, dass sich zwei Familien zu einer neuen zusammengefunden haben. Die Jahreszahl 1643 erscheint über der Fensterreihe, ebenso auf der Wappenscheibe rechts im Fenster wie auf der mittleren Kranzkachel des Ofens. In diesem Jahr heiratete der damals 34-jährige Witwer Hans Conrad Bodmer, der seit drei Jahren Landvogt von Greifensee war, die ebenfalls verwitwete Barbara Gossweiler. Das Familienporträt dürfte zur Erinnerung an das Hochzeitsfest in Auftrag gegeben worden sein.

Ausserdem enthält der Raum alles, was im 17. Jahrhundert in die Stube einer führenden Zürcher Familie gehörte, vom reich verzierten Kachelofen bis zur Kalendertafel.

Die hierarchische Sitzordnung fällt ebenso auf wie die Zuordnung von Trinkgefässen und Besteck: Vater und Söhne sitzen an der ranghöheren, heraldisch rechten Seite des Tisches, Mutter und Töchter auf der linken. Dem Hausvater gebührt der vergoldete Doppelpokal, der Hausmutter der Humpen, die Kinder müssen mit einfachen Bechern vorliebnehmen. An den Plätzen des Vaters, der Mutter und der älteren Knaben sind Messer und Gabeln gedeckt, die Töchter und kleinen Knaben haben nur Messer vor sich.

Der Hausvater ist dafür verantwortlich, dass niemand in der Familie, auch nicht die Diensten, vom rechten Weg abweicht, der durch die Normen der Kirche bestimmt ist. Die Hausfrau sorgt für Ordnung und stabile Verhältnisse im ganzen Haus. Die Familie repräsentiert damit die kleinste Einheit der kirchlichen und politischen Ordnung im reformierten Staat. Die Stube, als ein Ort, wo sich alle zum Gebet, vielleicht auch zur Andacht treffen, wird zum sakralen Raum. Dies wird noch unterstrichen mit den Glasgemälden an den Fenstern, die Szenen aus dem Alten Testament zeigen.

Quelle: Dione Flühler-Kreis, «Die Stube als sakraler Raum. Das Familienporträt des Zürcher Landvogts von Greifensee, Hans Conrad Bodmers», in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 61, Heft 4, Zürich 2004, S. 211–217.

AUFTRAG

Vergleiche ein Familienporträt von deiner Familie mit dem Gemälde. Nenne die Unterschiede und Gemeinsamkeiten.



Familienporträt Landvogt Hans Conrad Bodmer, 1643, wohl Conrad Meyer, Zürich. Öl auf Leinwand. Höhe 73 cm. DEP 3721. Depositum aus Privatbesitz.

DIE PATCHWORKFAMILIE

In den Familien jener Zeit überlebten in der Regel durchschnittlich nur zwei bis drei Kinder das Kleinkindalter. Die Sterblichkeit war hoch. Viele Frauen starben bei der Geburt. Die Väter heirateten meist sehr schnell wieder. Es kam aber auch vor, dass Männer früh starben und Frau und Kinder hinterliessen. So brachten Ehepartner oft Kinder aus einer früheren Ehe mit in den Haushalt. Kinder wuchsen gemeinsam mit Stiefeltern und Halbgeschwistern auf.

Landesmuseum Zürich.